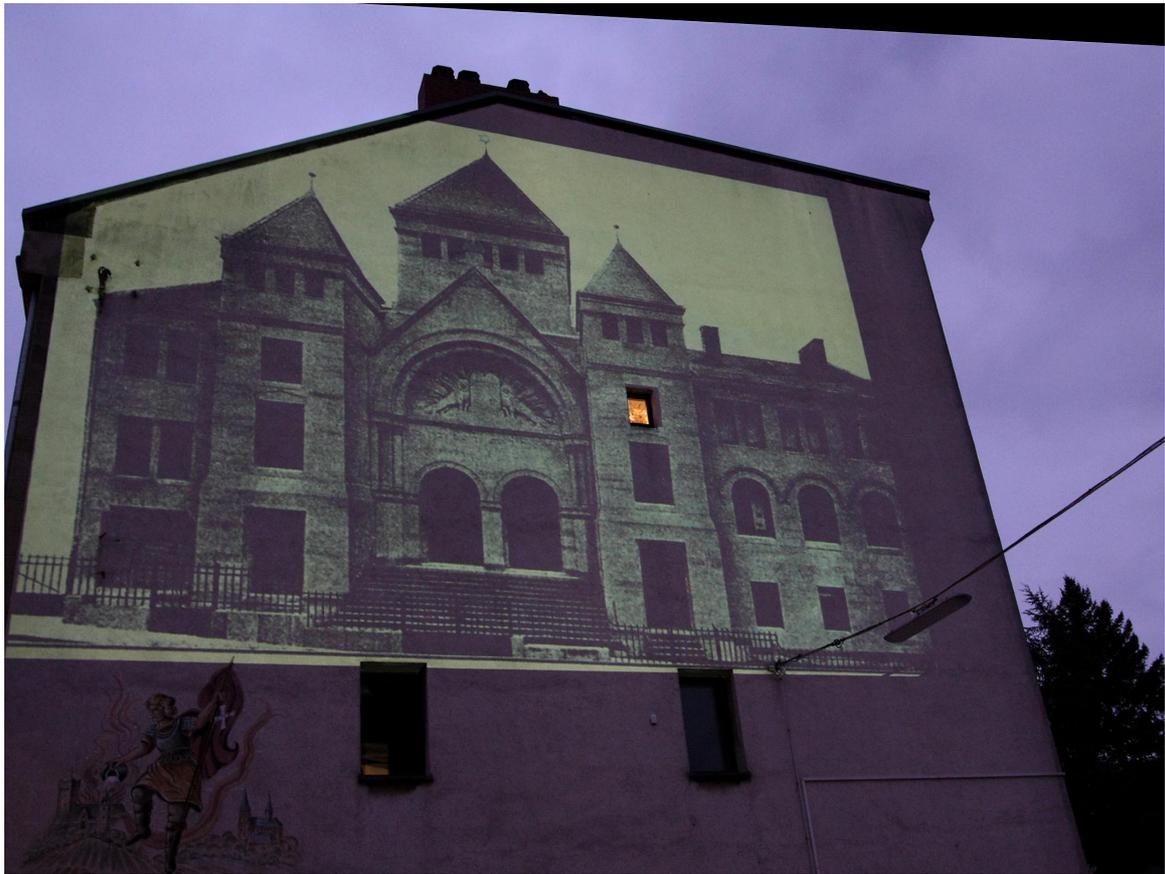


# **‹Blicke über die Schulter›**

Auswertung einer Interviewreihe des Jahres 2011  
von Studierenden der Katholischen Hochschule Mainz  
mit Mitgliedern des Vereins ‹TIFTUF – Förderverein für jüdisches Leben in Bingen heute›  
unter der Leitung von Prof. Dr. Eva Maria Schuster

von M. D. Schuster



Aktion des Vereins TIFTUF, 2011: Die Projektion eines Bildes der 1939 größtenteils zerstörten Synagoge Bingens (am Rhein) auf die Außenwand des heute noch bestehenden rechten Flügels. © M. Berg

## Einleitung

2011 wurden fünf Mitglieder des Vereins ‹TIFTUF – Förderverein für jüdisches Leben in Bingen heute› von Studierenden der Katholischen Hochschule Mainz über ihre Lebensgeschichten interviewt. Was für die Studierenden als wissenschaftliche Übung begann und intensive menschliche Begegnungen mit sich führte, war für die Befragten, die alle aus anderen Ländern eingewandert waren, auch ein Beitrag zur eigenen Identitätsfindung als jüdische Migrant/inn/en in Deutschland. Und ebenfalls ein Beitrag zur Aufstellung des Vereins, denn TIFTUF, 2008 gegründet, hat vornehmlich zugewanderte Mitglieder aus verschiedenen Herkunftsländern. Sie teilen weder eine gemeinsame Sprache noch Geschichte, was für die Gruppenbildung bedeutsam wäre. Vor dem Hintergrund von Verständigungsproblemen und im Potpourri unterschiedlicher Vorstellungen von Vereinsleben und Judentum, stellen sich die Fragen ‹Wer sind wir? Mit welchen Differenzen müssen wir leben, und was verbindet uns?›

Zu ihrer Klärung ist es nötig, zunächst Fragen nach der Herkunft zu stellen.

So versteht sich auch diese Auswertung der Interviewreihe als ein kleiner Beitrag zur Identitätsfindung und erfolgte, den Wünschen des Vereins entsprechend, nicht rein bildungswissenschaftlich, sondern verknüpft wissenschaftliche und künstlerisch-illustrative Anteile in freier Form.

Aufgrund der Komplexität der Berichte wurde eine thematische Auswertung vorgenommen, bei der die Bereiche zum Teil stark ineinandergreifen und daher mehrfach in unterschiedlichen Zusammenhängen betrachtet werden. Zwangsläufig sind einige persönliche Themen herausgefallen, was nicht bedeutet, dass ihnen ihre Bedeutung abgesprochen werden soll. Sie können nur im Rahmen und Umfang dieser Auswertung nicht gebührend berücksichtigt werden.

# Grundlagen

## Besonderheiten

Wegen der Erkennbarkeit durch die stark begrenzte Zahl der Befragten und der Befürchtung antisemitischer Übergriffe wurden die einzelnen Interviews nicht veröffentlicht; eine Publikation erfolgte bisher ausschließlich über biographische Vorträge sowie nun über diese Auswertung. Bei der Zitation wurde wissenschaftliche Exaktheit verworfen; die zitierten Aussagen werden meist keiner bestimmten Person zugeordnet. Auch werden den Lesenden mitunter sehr vorsichtige Formulierungen auffallen; z.B. wird ein Herkunftsland nicht namentlich genannt, sondern etwa als «Nachbarland Deutschlands» umschrieben.

Dies alles erfolgte als Vorsichtsmaßnahme, um die Interviewpartner/innen, die in großer Offenheit aus ihrem Leben berichteten, in Zeiten leider noch immer nicht überwundener Gefahren für jüdische Menschen zu schützen.

## Die Interviews

Die Interviews waren narrativ angesetzt, bauten also auf der freien Erzählung der Befragten. In zwei Fällen kam es jedoch zu einer Lösung von der Form hin zu einem Gespräch; ein Interview wurde abgebrochen. Für alle Interviewten ist deutsch eine Fremdsprache; in einem Fall war es ein Studienfach der Interviewpartnerin, in einem anderen wurde eine Übersetzerin hinzugezogen. Einige Verständnisprobleme konnten in der Auswertung nicht geklärt werden, weshalb möglicherweise nicht alle relevanten Aspekte berücksichtigt werden konnten.

## Die Interviewpartner/innen und ihre Themen

Es handelt sich um einen Mann und vier Frauen, die im Zeitraum von 1971 bis 2004 als Erwachsene nach Deutschland eingewandert sind. Zum Zeitpunkt der Interviews waren sie zwischen 52 und 71 Jahren alt, vier von ihnen stammten aus der ehemaligen Sowjetunion (aus Georgien, Russland und der Ukraine), eine aus einem Nachbarland Deutschlands. Alle der in der Interviewreihe Befragten sind zumindest über ein Elternteil jüdischer Herkunft, aber nicht alle erleben sich als jüdisch: Teilweise sind sie jüdisch gläubig; teilweise wird ein Praktizieren des Judentums nicht thematisiert; eine Interviewte ist griechisch-orthodoxe Christin mit jüdischen Wurzeln. Folglich ergaben sich bereits beim Bestimmen der Gruppe Schwierigkeiten, Gemeinsames zu finden und die Gruppe als solche zu benennen. Dennoch und auch trotz ihrer sehr geringen Zahl zeigen die Interviews wichtige Themen jüdischer Zugewanderter in Deutschland, die in der Auswertung betrachtet werden.

<b>Die in dieser Auswertung behandelten Themen:</b>	<b>Seite</b>
1 Gründe für die Migration	6
2 Angst vor Antisemitismus	8
3 Adoptionen, Taufen, Nationalitäten	9
4 Mehrfachidentitäten	10
4.1 Zwei Herkunftsfamilien	10
4.2 Entwurzelung und neue Wurzeln	12
5 Der Umgang mit Mehrgenerationen-Traumata	14
6 In Kisten Vergangenheit	16
7 Judentum in der Alltagswirklichkeit	17
7.1 Ringen um jüdische Identität	18
7.2 Überwindung von Anschlusschwierigkeiten	19
7.3 Ablehnung durch eine jüdische Gemeinde	20
8 Integration und Integrationsbarrieren	22
8.1 Integrationsaufschub um eine Generation	24
8.2 Überlastung durch Mehrfachbelastungen alleinerziehenden Zugewanderter	25
8.3 Leistungsvorstellungen und Individualisierung	27
9 Sicht auf (das Leben in) Deutschland	28
 Fazit	 30

## Auswertung

### 1 „...überall hat Chaos geherrscht.“ – Gründe für die Migration

Obwohl die Interviews von fünf Vereinsmitgliedern keinesfalls als repräsentative, allenfalls als homöopathisch zu nennende Stichprobe jüdischer Migrant/inn/en in Deutschland gelten können, deutet sich in der Verteilung von einer Zugewanderten aus einem heutigen EU-Land und fünf Zugewanderten aus der früheren Sowjetunion doch ein Verhältnis an, das sich in größerem Umfang vorfindet: Über 90% der Mitglieder jüdischer Gemeinden in der Bundesrepublik sind aus (ehemaligen) GUS-Staaten hierhergekommen.

Die als junge Frau aus einem Nachbarland Deutschlands eingewanderte Interviewpartnerin beschreibt ihren damaligen Schritt, der aufgrund eines beruflichen Wechsels ihres Mannes erfolgte, als erfolgreiche Lösung von familiärer Vereinnahmung hin zur eigenen Selbständigkeit. Hier halten sich nach dem Push-Pull-Modell der Migration beide Faktoren für die Migrationsentscheidungen die Waage und sind gekoppelt an Familienangehörige: Als <wegdrückender> Push-Faktor fungiert die Vereinnahmung durch ihre Mutter, von der es sich zu entfernen galt, als <anziehender> Pull-Faktor die berufliche Verbesserung ihres Mannes, dem sich die Befragte anschloss.

Die aus der ehemaligen Sowjetunion Eingewanderten berichten zumeist von dominierenden Push-Faktoren: Die Perestroika wird als einschneidende Zäsur in ihrem Leben erlebt. Trotz antisemitischer Strukturen, die im Bildungssystem als prozentuale Beschränkung jüdischer Studierender unabhängig von deren Leistung sowie als schlechtere Leistungsbescheinigungen für Jüdischstämmige erwähnt werden, haben die Befragten sich in der Sowjetunion sicherer gefühlt als in der Umbruchszeit ab 1986. Sie beschreiben einen vordem höheren Lebensstandart sowie geschütztere Lebensbedingungen, während zu Beginn der Perestroika „jemand für nichts war verantwortlich, also (...) überall hat (.) Chaos geherrscht, also (..) es war schrecklich also.“

„Mein Leben war so – ich kann sagen Gott sei Dank – glatt. Ich habe nicht so Stress – Stress war nur die Perestroika ist gekommen. Viele Leute waren ohne Arbeit. Die Leute wissen nicht, was sollen sie machen. Sie haben geklaut und getötet – das war so sehr gefährlich.“

Ökonomische Not und die Angst vor gewaltsamen Übergriffen werden als entscheidende Gründe zum Verlassen der Heimatländer genannt; auch Angst vor Menschen-, insbesondere vor Frauenhandel wird thematisiert. Deutschland mit seinen Einwanderungsmöglichkeiten für Kontingentflüchtlinge wurde als Chance gesehen, dem „Chaos“ zu entkommen und existentiell

sicher zu sein. Diese Erwartungen werden, u.a. anhand des in Deutschland besser funktionierenden Gesundheitssystems, als erfüllt dargestellt.

Eine Befragte hat erst im Zusammenhang mit der Möglichkeit auszuwandern von ihrer jüdischen Herkunft erfahren: „Ich war ganz überrascht, weil ich denke meine Mama ist polisch. Weil hatte, sie ist [polnischer Name] das ist ein polnischer Name. Familie, ähnliche polnisch. Und ich hab gedacht Mama ist russisch oder polisch aber keine jüdisch, das wusste ich nicht überhaupt. Das bisschen war Schock für mich“.

Ein weiterer Push-Faktor war für eine Interviewpartnerin der Schutz ihres Sohnes, der nicht das Schicksal ihres eigenen Vater wiederholen sollte, als junger Mann in einen Krieg eingezogen zu werden: „...als ich zur Welt nämlich ein Junge gebracht hab, habe, von erste Tag (.) von erste Tag habe ich Angst schon gehabt um Militär.“ Und weiter: „Letztendlich habe ich nur ein einziges Kind, ein einziges Sohn und ich habe so schlechte Erfahrung mit (.) Militär, mit Kriegen, mit mit mit (..) nicht ich, sondern meine Familie.“ Sie nennt zudem den Grund, warum Israel als neue Heimat nicht in Frage kam: „Ja, aber da ist, ja, dort ist auch außerdem Krieg. Ewige Krieg.“

Als Pull-Faktor ist bei den Zugewanderten aus der ehemaligen Sowjetunion die Kettenwanderung von Familienangehörigen und befreundeten Menschen zu nennen, mit denen ein soziales Netzwerk im neuen Land gebildet werden konnte, was Anfangsschwierigkeiten erheblich mindert. Zudem zeichnet sich aber auch eine vermutlich jüdische Besonderheit ab: Wie im Kapitel zu Mehrfachidentitäten noch betrachtet wird, haben alle Befragten Verwandte im Ausland, die im Gefahrenfall eine erneute Migration erleichtern können.

## 2 „...einfach erschossen.“ – Angst vor Antisemitismus

Es wurde bereits erwähnt, dass teilweise bei den Befragten ein großes Bedürfnis besteht, nicht durch die Auswertung der Interviews wiedererkannt zu werden.

Eine Interviewte hat in ihrem Herkunftsland zwar selbst im persönlichen Kontakt keinen Antisemitismus erlebt, sehr wohl aber in der Öffentlichkeit zunehmende antisemitische Tendenzen wahrgenommen. Vier Befragte berichten von Erfahrungen mit Antisemitismus; in drei dieser Fälle wurden die Familien der Interviewpartner/innen durch antisemitisch motivierte Morde buchstäblich zerstört.

„Und dann die Deutschen (.) nicht die Deutschen, Faschisten, Nazis, kamen (..) irgendwann im November in diese Dorf (...) und die Juden waren zu versammelt einfach und am Rand des Dorfes die haben selbst etwas gemacht, Grab gemacht für sich selbst, (..) äh und, also die haben [unverständlich] einfach (.) einfach erschossen.“

Dies erklärt ein beobachtbares Schwanken: Einerseits ist der Wunsch nach Veröffentlichung der Familiengeschichten mitunter groß, um diese vor dem Vergessen zu bewahren; es gibt sogar Nachfragen von Museen und Gedenkstätten nach den aufbewahrten Unterlagen. Andererseits ist die Angst davor, selbst erkannt zu werden, bei manchen sehr stark. Auch ein bekundeter Wunsch, nach Israel zu reisen, scheitert an Angst.

Die als Kinder Geretteten – dazu im Folgenden mehr – erzählen von einer beachtlichen Parallele: Sie verknüpfen ein Grundgefühl ihrer Kindheit, das, sich verstecken zu müssen, mit späteren Erlebnissen: Das sich Versteckenmüssen im Krieg wird in Bezug zum sich Versteckenmüssen auf einem Arbeitsplatz gesetzt, oder es werden auffallend viele Notwendigkeiten erwähnt, Menschen oder Informationen zu verstecken, z.B. die eigene jüdische Herkunft. Sich verstecken zu müssen, nicht offen leben zu dürfen, wer und was man ist, findet in diesen Fällen besondere Beachtung.

Der Bruch damit – das Angeben der jüdischen Herkunft bei einem Vorgesetzten mit der Bitte, die Teilnahme an der Einweihung einer Gedenkstätte von Opfern des Nationalsozialismus zu ermöglichen – wird als selbstbewusster Akt beschrieben, der erfreulicherweise nicht auf eine antisemitische Antwort, sondern auf Entgegenkommen traf: „(Übersetzerin:) ... war nicht da



Familiengeschichte

© Mitglied TIFTUF

als Jude in Akten geschrieben, aber wollte, dass ich haben schon gesagt, war Eröffnung. Aber sehr schwer (2) konnte man Karten zu kriegen. Es war schwer Karten. Und ... nur, wenn ... hat die Leute menschlich [...] nicht alle war fanatisch, die Leute war trotzdem menschlich.“

### **3 Adoptionen, Taufen, Nationalitäten**

#### ***„Und meine neue Mutter (2) mich... macht mich ihre Sohn, ihre Sohn!“ – Adoptionen,...***

Einige der Befragten berichten über informelle Adoptionen zur Lebensrettung: Als Kinder wurden sie von anderen Familien aufgenommen. Es gab vorab Rettungspläne mit Bekannten für den Fall der Deportation der Eltern, oder es wird von Menschen berichtet, die das Kind spontan retteten und in ihre Familie aufnahmen. Während des Krieges wurden Urkunden wie Stammbäume gefälscht, eine Adoptivfamilie musste ständig umziehen und sich verstecken. Die neuen Familien nahmen selbst die Gefahren von Haft und Ermordung auf sich, um die angenommenen Kinder zu schützen. Deren jüdische Herkunft wurde auch nach Kriegsende verschwiegen, in einem osteuropäischen Fall, da dies „sehr schlecht für Arbeit für ... (Übersetzerin:) ... für Karriere machen“ sei. Ein Vereinsmitglied hat erst im Alter von 12 Jahren und eher zufällig erfahren, dass es nicht das leibliche Kind der Pflegeeltern ist. Eine formelle Adoption erfolgte erst im Erwachsenenalter.

#### ***... Taufen – „...nur aus Angst“...***

Eine Interviewte berichtet: „...wie ich hier nach Deutschland gekomme bin, hab ich mich taufe lasse, ich hab auch meine Sohn taufe lasse nur aus Angst.“ Taufen fungieren hier als vermeintlicher Schutz vor Antisemitismus, was auch die eigene Taufe als Erwachsene erklärt: Taufe als Symbol der Zugehörigkeit zur Mehrheit soll vor Verfolgung als Ausgegrenzte schützen. Betont wird auch der weitere <konfessionelle Werdegang> des Sohnes: Er wurde konfirmiert und heiratete später eine evangelisch bekennende Frau, auch der Enkel gehört dieser Konfession an. Auffallend ist an der Schilderung, dass die Religionszugehörigkeit stark betont wird, während es keine Erwähnung von Charaktereigenschaften der Familienmitglieder des Sohnes oder der eigenen Bindung an sie gibt. Die formale Anpassung, vielmehr der durch sie erhoffte Schutz, stehen offenbar im Vordergrund.

#### ***... und Nationalitäten – „Ist anders politisch gefährlich.“***

Die in der Sowjetunion gebräuchliche Verbindung von Nationalität und jüdischer Religion, die in Deutschland eher unüblich ist, wurde teilweise von den von dort stammenden Befragten übernommen: „Meine Vater [...] war russisch und meine Mutter [...] war Jude.“

Auch der Wunsch wurde thematisiert, dass der eigene Sohn „Deutscher wird. Ich hab mir gedacht, der wohnt hier, wenn er später mal Beamter werden will oder was, das geht nit. Kind muss de selber Nationalität habe wie die Eltern. Ist anders politisch gefährlich. Da hab ich als

Antwort gekriegt, der kann Deutscher werde, wenn er nit mehr daheim wohnt, eigen Existenz aufgebaut hat, dann geht das. Da hat er gesagt: ‚Nö, ich bleib Ausländer. Ist viel interessanter.‘“  
An dieser Stelle besteht in der Generation des Elternteils zusätzlich zum Ringen um Identität Angst vor Verfolgung. Auch hier soll sie durch eine formale Anpassung, in diesem Fall in Form der Nationalität, entkräftet werden. Der größtenteils in Deutschland aufgewachsene Sohn teilt die Angst offenbar nicht und hält die Erfüllung der Form daher für unnötig. Zu vermuten ist hier ein starker Gegenwartsbezug des Sohnes, der mit der vergangenheitsresultierenden und zukunftsgerichteten Angst des Elternteils nicht vereinbar ist.

#### **4 Mehrfachidentitäten**

##### **4.1 „...da hab ich ihm als zweite Name de Name von mein Pflegevater gebe und als dritte Name von mein Vater“ – Zwei Herkunftsfamilien**

Eine Interviewpartnerin berichtet von Konflikten von Herkunfts- und Adoptivfamilie bis hin zum Streitfall vor Gericht: Ein leiblicher Onkel vermutete antisemitische Erziehung durch die Pflegeeltern. Auch die eigene Pendelbewegung um Nähe und Distanz zu Verwandten und angenommenen Verwandten prägt dieses Interview: Die Befragte schwankt in ihrer Darstellung zwischen der Betonung von Verwandten, <Halb>-Verwandten und Pflegefamilie einerseits und dem Ausbleiben von Differenzierung bei Formulierungen wie „mein Vater“ oder „mein Mutter“ andererseits, wobei dies in den letzteren Fällen bedeutet, dass aus der Zuhörendenperspektive mitunter nicht schlüssig wird, wer gerade gemeint ist. Dennoch wird hier zweierlei deutlich: die Verbundenheit mit beiden Herkunftsfamilien ebenso wie das Bedürfnis nach Abgrenzung. (Hier sei erwähnt, dass es sich um die Interviewpartnerin handelt, deren Migration auch eine <Flucht> vor der vereinnahmenden Mutter war.)

Die Beschäftigung mit dem eigenen Namen und dem des eigenen Sohnes spiegeln eine Doppelidentität und das Schwanken zwischen ihren Polen wider: Da der Rufname der Interviewpartnerin im Krieg als <zu jüdisch klingend> erlebt wurde, wurde ihr als Kind ein weniger auffälliger Name gegeben. Dieser wurde später von ihr selbst zugunsten des Geburtsnamens offiziell wieder abgelegt, blieb jedoch im Kontakt mit der Pflegefamilie bestehen.

„Wenn ich mein Cousine am Telefon hab bin ich immer L[...]. Wenn ich andere am Telefon hab, bin ich wieder M[...].“

Das Tragen unterschiedlicher Vornamen für unterschiedliche Familien und Personenkreise steht im Positiven für eine zweifache Zugehörigkeit, im Negativen aber auch für ein gewisses Maß an Zerrissenheit, das in der Namensgebung des eigenen Sohnes offenbar zu kompensieren versucht wurde. Er erhielt die Vornamen beider Großväter mütterlicherseits: „...da hab ich ihm als zweite Name de Name von mein Pflegevater gebebe und als dritte Name von mein Vater.“ Dem eigenen Sohn wird über die Namenswahl symbolisch die Identität aus beiden Familien mitgegeben, was für ihn eine stärkere persönliche Verwurzelung mit dem Ausbleiben eines Pendelns zwischen den Familien bedeuten kann. Eher ungewöhnlich ist die Zahl von drei Vornamen, hierbei fällt auf, dass es sich bei den Namen der Großväter um Zweit- und Drittnamen handelt: Der erste Name wird nicht mit Bezug auf die Herkunft genannt und scheint unabhängig von solchen Überlegungen gewählt worden zu sein. Vielleicht dominiert in der Bedeutung des Erstnamens eine Gegenwartsorientierung, die den Sohn nicht mit einem «Namenserbe» im Rufnamen belasten, ihn durch eine Rufnamenswahl zugunsten eines Großvaters und zuungunsten des anderen nicht in dieselbe Polarität wie seine Mutter bringen soll.



Zwei Mütter, © Mitglied TIFTUF

In einem anderen Fall wird davon berichtet, dass der heimgekehrte Vater zunächst mit dem Kind, dessen Retterin und ihrer Familie ständig die Wohnung wechseln musste und die Retterin schließlich nach Kriegsende geheiratet hat, wodurch es zur Gemeinschaft von Herkunfts- und Pflegeeltern bis hin zur Ehe kam.

Auch hier wird von dem angenommenen Kind heute offen von zwei Müttern gesprochen.

## 4.2 „Das Land gefällt mir.“

### – Entwurzelung und neue Wurzeln

Von allen Befragten wird der Schritt, die ursprüngliche Heimat zu verlassen, als notwendig, aber auch als entwurzelnde Lebenszäsur dargestellt. Oft wurde Bingen am Rhein ihnen als Wohnort zugewiesen; seltener wurde in ihm die Wahlheimat gefunden. Dennoch und trotz des in der Gruppe am häufigsten vorgekommenen Wechsels von osteuropäischer Großstadt zur erheblich kleineren deutschen Mittelstadt, wird das Leben am neuen Wohnort überwiegend sehr positiv beschrieben: „Deutschland gefällt mir. Das Land gefällt mir. Bingen gefällt mir.“

In einem Fall war die Identifikation mit dem neuen Land offenbar so groß, dass die Weitergabe der eigenen Herkunftssprache an die nächste Generationen ausgeblieben ist. Somit wurde dieser eine Richtung der eigenen Identitätsfindung vorgegeben, Brücken zur früheren Heimat wurden durch die Nichtvermittlung der Herkunftssprache abgebrochen.

Fast alle Interviewten berichten über eine globale Verstreuung der Verwandten. Oft leben Familienmitglieder in den ‹klassischen› Migrationsländern jüdischstämmiger Menschen, in Israel oder in den USA, aber auch in Australien oder noch in den Herkunftsländern. Eine Interviewte aus der Ukraine berichtet, dass alle ihre Verwandten dieses Land verlassen haben. Selbst nächste Verwandte wie die eigenen Kinder leben teilweise in anderen Ländern, sogar auf anderen Kontinenten. Kontakte zu Familienmitgliedern werden über Telefon und Internet gehalten.

Eine derartig globale Familienzersplitterung bedeutet einen noch stärkeren Verlust von sozialen Bezügen und Sicherheiten, als ihn eine Auswanderung ohnehin darstellt; die Befragten teilen damit sowohl Gefahren ständiger Wurzellosigkeit als auch Möglichkeiten globaler Familienvernetzung. Letztere ist neben dem Ausdruck individueller Migrationsentscheidungen leicht als ein Netzwerk mit Fluchtmöglichkeiten zu identifizieren: Im Falle der Notwendigkeit einer neuen Migration oder gar der Flucht können Verwandte im Ausland ‹die Tür aufhalten› und den Neubeginn erleichtern beziehungsweise, je nach Zuwanderungsgesetz, überhaupt erst möglich machen. Eine solche ‹offene Tür› mag aber auch zum Hindernis werden, sich im neuen Land zu verorten und zu verwurzeln, zumindest für diejenigen, die den größeren Teil ihres Lebens nicht in Deutschland verbracht haben.

Manche der Befragten waren in ihren Herkunftsländern in den Augen der Mehrheit dieser nicht zugehörig, z.B. als ‹Juden in Russland›. Nun sind sie z.B.: ‹Russen in Deutschland›, auch wenn sie dies selbst anders beurteilen mögen. Immer aber gehören sie einer Minderheit an. Durch den Landeswechsel kommt eine weitere Identität hinzu: die als Eingewanderte. Sie leben als jüdischstämmige Menschen, als in ihrem Herkunftsland Sozialisierte, als Eingewanderte in

Deutschland. Durch sowohl ethnische, halachische als auch kulturelle Zugehörigkeit und aufgrund mitunter mehrerer Herkunftsfamilien ist eine Mehrfachidentität die logische Folge und letztlich die einzige Identitätsform, die ihnen bleibt.

Für eine Solidarisierung und einen Zusammenschluss wie im Vereinsleben ergibt dies aber erhebliche Schwierigkeiten, da es sich um sehr unterschiedliche Mehrfachidentitäten handelt. Letztendlich lässt dies vermuten, dass es den Vereinsmitgliedern, auch durch äußere Zuweisungen, primär möglich ist, einen Zusammenschluss von Nicht-Zugehörigen zu bilden. Sich befriedigend über ein «Nicht» zu definieren, ist eine kaum lösbare Aufgabe, zudem, wie im Kapitel über Integration noch folgt, Grenzziehungen zur restlichen Bevölkerung Deutschlands nicht gewünscht werden, sondern vielmehr Kontakt und die eigene Integration.

## 5 „Das hat irgendwie (.) auf mich, auf meinen Sohn auch (.) wirkt bis jetzt.“

### – Der Umgang mit Mehrgenerationen-Traumata

Eine Interviewpartnerin, deren gesamte Familie väterlicherseits – abgesehen von ihrem damals 18-jährigen, Kriegsdienst leistenden Vater – durch deutsche Soldaten ermordet wurde, äußert sehr konkret die Bedeutung, die dies auch für ihr Leben hat: „Dass er [...] solche (.) Unglück erlebt in solch junge, junge Alter. Ganze Familie verlieren und allein (.) geblieben, allein. Und das ist ein Leid, [...] das hat irgendwie auf ganze meine Leben irgendwie gewirkt. (.) Und dann habe ich ihn nie (.) nie allein (.) gelassen, nie.“ In diesem Interview ist „allein“ das mit Abstand am häufigsten vorkommende Schlüsselwort; Alleinsein ist zum Familienschicksal geworden. Man ist sogar zu zweit allein oder zu dritt, immer in einer Umgebung, in der man nicht zugehörig, nicht durch andere unterstützt ist: „...und ich war mit meine Vater und Sohn (.) alleine, und er ist auch geblieben allein. So habe ich geblieben alleine jetzt, ich (.) mit ihm und meinem Sohn.“

Durch die Mainzer jüdische Gemeinde, zu der Bingen zugehörig ist, kam es bei der Bitte um Hilfe bei der Bewältigung von Formalitäten zur Ablehnung: „Das haben sie gesagt: ‚Das ist nicht sein Fall, das ist (.) das ist nicht (.) nicht er betroffen, sondern seine Eltern.‘ Und dann habe ich mir gedacht: (.) ‚Betroffen ist.‘ (.) Das haben sie gemeint, dass er lebt (.) an diesen, aber (.) das hat so (.) seine Leben also (.) verletzt und nicht nur seine, sondern auch meine.“ (Hierzu mehr in Kap.7.3.)

Wie schon erwähnt, wurde Auswanderung auch zum bewussten Bruch mit Mehrgenerationen-Traumata, indem ihre Wiederholung verhindert werden sollte: Die Migration erfolgte in ein Land, in welchem dem eigenen Sohn keine solchen Schicksalsschläge drohen. Die Zukunftsperspektive zugunsten des Sohnes hatte Vorrang vor den erklärten Wünschen sowohl des Sohnes als auch des Vaters, der auf die Pflege der Befragten angewiesen war und somit mitkommen musste. Die hinter dieser Migrationsentscheidung stehende Dynamik wird

Для представления в стражиссу.

СВИДЕТЕЛЬСТВО О СМЕРТИ № 422

Гр. Ривкинд Радис  
(фамилия, имя, отчество)  
Абрамович умер  числа  
Декабрь месяца 1941 года, о чем в книге записей  
актов гражданского состояния за 1941 год произведена соот-  
ветствующая запись.

Причина смерти: Расстрелян  
камуфляж

Место смерти: Камуфляж  
(город)  
вдн. Вязьма возраст 46 лет

М. П. В. Бюро ЗАГС Вязьма  
Делопроизводитель Вязьма Зак 4935.

Для представления в стражиссу.

СВИДЕТЕЛЬСТВО О СМЕРТИ № 421

Гр. Ривкинд Владимир  
(фамилия, имя, отчество)  
Абрамович умер  числа  
Декабрь месяца 1941 года, о чем в книге записей  
актов гражданского состояния за 1941 год произведена соот-  
ветствующая запись.

Причина смерти: Расстрелян  
камуфляж

Место смерти: Камуфляж  
(город)  
вдн. Вязьма возраст 46 лет

М. П. В. Бюро ЗАГС Вязьма  
Делопроизводитель Вязьма Зак 4935.

Sterbeurkunden der Großeltern.,Todesursache:  
von deutschen Faschisten erschossen“ © Mitglied TIFTUF

besonders deutlich, da die Interviewpartnerin vorher beschrieben hat, dass sie schon als Kind auf den stark kriegsversehrten Vater Rücksicht nehmen und ihre Bedürfnisse oft den seinen unterordnen musste.

Ihre Zukunftsorientierung führte für den Sohn zu sicheren Lebensumständen und der Möglichkeit, in Mainz zu studieren; für sie selbst, die sich zwischen Integrations- und Erwerbsarbeit, Pflege des Vaters, Erziehung und Förderung ihres Sohnes aufgerieben hat, zu ständiger Überlastung. Dennoch beurteilt sie heute ihre Entscheidung, nach Deutschland auszuwandern, positiv; offensichtlich auch, da ihr Ziel erreicht wurde, den Sohn sowohl existenziell als auch psychisch vor als wahrscheinlich befürchteten künftigen Traumata durch Kriegserlebnisse zu bewahren.

Übersetzerin: „Ja, und dank diese Kontakt mit Zarfamilien. Ja, dann, diese konnte ja, sie war sehr schöne Frau, ihre Schwester und jetzt ... ihre Freundin hat gesagt: ‚Das ist ein Weg, deine Schwester zu retten.‘“

Ein Vereinsmitglied berichtet von mehrfacher Verfolgung seiner Familie aufgrund jüdischer sowie deutscher Herkunft. Jahre vor dem antisemitisch motivierten Massaker, durch das es seine Mutter verloren hat, wurde die Großmutter als mutmaßliche deutsche Spionin in ein Gefangenenlager nach Sibirien deportiert: „Wenn Konflikt zwischen Völkern, dann die Deutsche sind verfolgt, [...] immer waren verfolgt.“ Ihre Schwester bot einem politisch einflussreichen Mann die eigene sexuelle Ausbeutung gegen ihre Rettung an. Über die Folgen dieser Ereignisse für es selbst und seine Familie äußert sich das Vereinsmitglied nicht konkret, es sei aber erwähnt, dass das Interview nach diesem Thema abgebrochen werden musste.

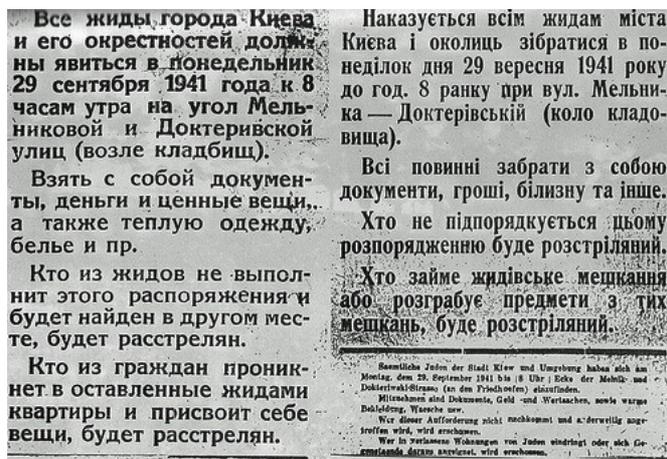
„Und unsere, unsere [...] unsere Oma zurückkommen.“

Eine andere Befragte, deren Eltern nach Auschwitz deportiert und dort ermordet wurden, wurde von ihren Pflegeeltern „mit Hass erzogen. Hass an de Deutsche. De Deutsche habe dein Eltern umgebracht.“ Trotz jüdischer Kontakte ihrer Pflegeeltern und teilweiser jüdischer Herkunft des Pflegevaters entwickelte sie später aufgrund als Heuchelei empfundener Erlebnisse mit leiblichen Verwandten und Erlebnissen bei einem Synagogenbesuch, „Hass an de Jüdische“. Beeindruckend ist die Bewegung von sowohl anerzogener als auch gewählter Distanz hin zu der besonderen Nähe, die sie im Lauf ihrer Biographie vollzogen hat: Sie hat den größeren Teil ihres Lebens in Deutschland verbracht, hier ihren Sohn großgezogen und heute ein Leben als Jüdin in Deutschland bewusst gewählt. Ihren beiden früheren Feindbildern hat sie sich durch die denkbar größte Annäherung gestellt: durch Integration; sie wurden zum Teil ihrer Identitätsbildung.

Sie erwähnt, ebenso wie die anderen Interviewpartner/innen, keinerlei erhaltene Hilfe bei der Traumatabewältigung. Diese musste offensichtlich allein gemeistert werden.

## 6 „Das ist Papier von damals, 1942/43“ – In Kisten Vergangenheit

Auffallend ist die Pflege von Familiengeschichte in Form von Erinnerungen, Dokumenten und Bildern, die die Befragten in ihre neue Heimat mitgenommen haben. Selbst Schriftstücke über Angehörige, die sie selbst niemals kennengelernt haben, wurden aufbewahrt und bei den Interviews präsentiert. In einem Fall wurde ein Plakat, das die jüdische Bevölkerung Kiews, darunter die eigene Mutter, dazu aufforderte, sich zur Deportation bereitzumachen, so eindeutig



beschrieben, dass der Aufruf problemlos im Internet gefunden werden konnte. Da das Vereinsmitglied damals ein Kleinkind war, hat es sich wahrscheinlich selbst an das Plakat kaum erinnern können, sondern wird dies sicherlich später als Bestandteil der Familiengeschichte recherchiert haben.

Aufruf an die jüdische Bevölkerung Kiews, der dem Massaker vorausging. Fotomontage des russischen, ukrainischen und deutschen Textes.

Quelle: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Big-babijar14.jpg&filetimestamp=20070902133223> (Stand: 02.01.2012)

„Und schon, schon,(6) früh Morgen: 28. September, ein ... wie heißt das? Ein Papier auf den Wand, Ausstellung, Ausstellung. Und in diese Papier, Äh, Schreiben: Alles Jude, Kiew-Stadt, muss man (2) kommt am Montag, 29. September 41. Jahre. Äh, um acht Uhr früh Morgen an diese Platz: Straße...? ...zwischen Ecke diese Straße. Mitbringen: Alle Ausweis, Dokumente, Geld, äh, Brillieren oder äh, Gold, Ring, allen. Äh, war Kleidung, Mattenverkleidung, das Kissen, oder. ja.(2) Jeder Jude (1), nicht kommt hier, äh, und, äh, (2) wird geschossen.“

Eine weitere Befragte steht im Spannungsfeld, einerseits die Dokumente der Familie und damit ihr Andenken bewahren zu wollen – hier gibt es Nachfragen von Museen und Gedenkstätten – und der Angst vor Erkennbarkeit und der eigenen Verfolgung andererseits. Selbst in der Fülle vorhandener Dokumente solche zu finden, die als wenig wiedererkennbar genug erlebt wurden, um sie im Rahmen dieser Auswertung abzubilden, gelang nur teilweise.

Die Interviewten zeigten sich sehr gut informiert über die Familiengeschichte und ihre Einordnung in historische Kontexte. Ob dies eher einer persönlicher Aufarbeitung entspringt oder die jüdische Pflicht zur Erinnerung hierbei durchscheint, bleibt offen, da sie sich dazu nicht

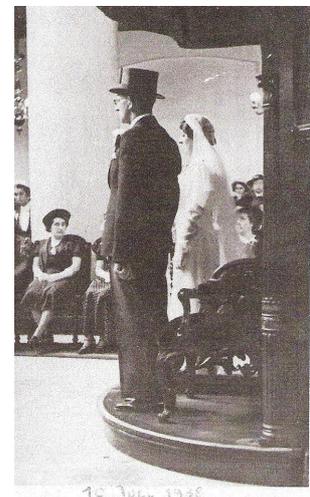
äußern – abgesehen von einer Interviewteilnehmerin im Zusammenhang mit dem Judentum (siehe Zitatkasten in Kapitel 7.1).

Erwähnt sei auch, dass die Einzige, die nicht durch Erinnerungen oder buchstäblich «in Kisten Vergangenheit» thematisiert, die jüngste der Fünf ist, die einerseits große Anstrengungen unternehmen muss, um in Deutschland alleine ihren Sohn großzuziehen (dazu später mehr), und die andererseits von ihrer jüdischen Herkunft vor der Möglichkeit zur Auswanderung nichts gewusst hat. Es fehlen in diesem Fall möglicherweise die lebensreflektorischen Bilanzierungen fortgeschrittener Lebensphasen ebenso wie die tradierte Verankerung, sich im jüdischen Sinne an Herkunft und Geschichte zu erinnern.

## 7 „...und ich weiß überhaupt nix.“

### – Judentum in der Alltagswirklichkeit

Keins der Vereinsmitglieder berichtet von Kindheit oder Jugend in einer jüdischen Familie: teilweise, weil sie in Pflegefamilien groß wurden, die die jüdische Herkunft des Kindes verbergen mussten, teilweise, weil Judentum nicht gelebt wurde. Eine Interviewte scheint in einer jüdisch praktizierenden Familie aufgewachsen zu sein, äußert sich jedoch während des Interviews dazu ebenso wenig wie über eine Erwähnung hinaus zur Kindheit ihres Mannes in einem jüdischen Ghetto. Die Beschäftigung mit dem Judentum erscheint zumindest in vier Fällen primär als eine Beschäftigung in der aktuellen Lebensphase.



Hochzeitsbild der Eltern  
© Mitglied TIFTUF

Teilweise mag es die Folge des staatlich verordneten Atheismus in der ehemaligen Sowjetunion sein, dass die meisten von dort stammenden Interviewten sich erst in letzter Zeit stärker auf ihre jüdischen Wurzeln besinnen; bei manchen mag ein «jüdisches Erinnern» durchschimmern. Es mag aber auch schlicht der im Rentenalter größere Zeitwohlstand die Möglichkeiten bieten, sich intensiv mit bisher weniger beachteten Teilen der eigenen Herkunft auseinanderzusetzen. Hinzu kommt, dass nach einer Auswanderung in vielen Bereichen die eigene Identität neu definiert werden muss. Der Blick auf die Familiengeschichte bietet sich hier an.

## 7.1 „...kam mit de Schinke alles auf de Tisch“

### – Ringen um jüdische Identität

Alle Befragten, deren Elternteile nicht beide jüdisch waren, betonen dies stark, mitunter, um darauf hinzuweisen, dass sie selbst „nach jüdische Gesetz“ nicht jüdisch seien. Die, wie später folgt, von außen zugewiesene Nicht-Zugehörigkeit (im Falle eines jüdischen Vaters) ist prägend für die eigene Identität.

Eine Interviewpartnerin, die heute aktiv jüdisch lebt, bedauert, zu wenig über das Judentum zu wissen und mit seinen Bräuchen und damit auch mit Teilen der familiären Vergangenheit nicht hinreichend vertraut zu sein. Sie habe versucht, über einen Workshop das Nötigste zu lernen.

„...ich hab irgendwo auch das Gefühl, ich muss, ich bin das gegenüber meine Eltern verpflichtet und mehr von Judentum zu wisse, und ich weiß überhaupt nix.“

Sich jedoch im Alleingang ohne tragende Gemeinschaft nach als zu streng empfundenen jüdische Regeln zu richten, die Freiheiten einschränken, deren Nutzen für sie aber nicht spürbar ist, erlebt sie als „zu kompliziert“. Zudem fehlen in Bingen die Möglichkeiten, Alltag nach jüdischen Gesetzen zu gestalten, beispielsweise, um Einschränkungen am Sabbat zu kompensieren, durch die die Pflege sozialer Kontakte mit nicht-jüdischen und damit der Mehrzahl ihrer Bekannten erschwert wird.

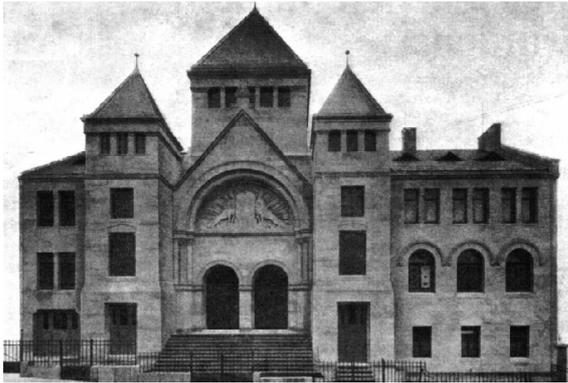
Ohne dass er in diesem Zusammenhang konkret genannt wird, zeichnet sich hier ein Grund für die Mitgliedschaft im jüdischen Verein ab: Er kann Möglichkeiten bieten, Judentum in jüdischem Miteinander zu leben.

Eine Suche nach jüdischen Wurzeln in einem früheren Lebensabschnitt wurde durch einen Synagogenbesuch mit Verwandten herbe enttäuscht. Geschlechtertrennung, kaffeeklatschähnliche Gespräche statt Andacht und die oberflächliche Einhaltung aber tatsächliche Missachtung von Fasten- und Sabbatvorschriften führten zunächst zu einer Distanzierung der Erzählenden vom Judentum.

Beim Besuch eines bis dahin unbekanntem Großcousins befürchtete sie ähnliche Erlebnisse. Hier hingegen kam es zur Annäherung; er erwies sich als „...genau so fromm [...], und dann ist er an den Kühlschrank und kam mit de Schinke alles auf de Tisch, das hat er auch nicht vorher hingestellt, der hat bestimmt gedacht, ich bin genauso fromm.“ Der Schinken erscheint hier als Symbol des Bruches mit als geheuchelt verstandenem Judentum, den sie mit einem anderen Verwandten teilen kann. An dieser Stelle spiegelt sich eine Identitätssuche wieder, die mit der Verknüpfung von Verwandten mit dem jüdischen Glauben umgehen muss, obwohl die eigene Wahrnehmung zu diesem Zeitpunkt nicht die einer Jüdin ist und das Judentum abgelehnt wird.

Die Befürchtung, damit den Besuchten vor den Kopf zu stoßen und gegebenenfalls als Teil der Identitätsfindung zu verlieren, endet in der Erleichterung, dass diesem Verwandten schlicht als Verwandte begegnet werden darf. Da beide in Bezug auf die Einhaltung jüdischer Gesetze ähnlich denken, vermag es der Großcousin, bei der familiären Identitätsfindung eine Brückenfigur zu sein. Selbst wo im späteren Verlauf jüdische Themen der Familiengeschichte auftauchen, muss sich nun dagegen kein Widerstand aufbauen.

Die Binger Synagoge vor ...



...und nach der Zerstörung.



Quelle: [www.juedisches-bingen.de/90.0.html](http://www.juedisches-bingen.de/90.0.html) (Stand: 21.01.2012)

## 7.2 „eine kleine Gemeinde“ – Überwindung von Anschlusschwierigkeiten

Eine Befragte ist griechisch-orthodoxe Christin. Trotz jüdischer Wurzeln geht es ihr nicht um ein Erlernen des Judentums; vielmehr interessiert dieses sie „jetzt als Mensch, ja. Und Vater von meinem Sohn auch Jude. (...) Und das interessiert mich jetzt. Aber (..), ich spüre mich nicht als Jude. Ver- Verstehst du mich? Das muss spüren.“

Andererseits bietet der Verein soziale Kontakte, die zu finden und zu pflegen der Erzählenden wegen der Überlastung durch Integrations-, Erwerbs- und Alleinerziehendenarbeit nicht leicht fällt (dazu später mehr). Neben dem Interesse am Judentum und der Identitätsfindung mag hier die Möglichkeit eine Rolle spielen, überhaupt jenseits von Arbeitsbelastungen mit Menschen zusammenzukommen, die noch dazu ähnliche Biographien haben.

Aufgrund finanzieller Einschränkungen ist es ihr nur schwer möglich ist, ihren Glauben in religiöser Gemeinschaft zu leben. Öffentliche Verkehrsmittel seien zu teuer, um eine weiter entfernte griechisch-orthodoxe Kirche zu besuchen, die es in Bingen nicht gibt.

„Ich gehe und ich gehe jeden Samstag zur Kirche, aber ich bin Orthodoxen und ich brauche meine eigene Kirche [...].Ja und diese orthodoxe Kirche bisschen weit [...]. Ich kann nicht fahren weil das kostet, (holt tief Luft) so habe ich (..). Das ist meine Leben.“

Ähnliches berichtet eine jüdisch praktizierende Befragte, die im Vereinsleben die Möglichkeit gefunden hat, als Jüdin Gemeinschaft am Wohnort zu erleben; der Verein als „eine kleine Gemeinde. [...] das ist besser. Ja, die Leute [...] müssen nicht nach Mainz fahren. Z.B. gibt es in Mainz nur ein Fest. Das Fest endet um zwölf Uhr nachts. Muss man von Mainz nach Bingen fahren. Nicht alle Leute konnten das. Müssen ein Auto haben. Haben Geld bezahlt – das ist schon nicht einfach, ist kompliziert bisschen.“

In beiden Fällen werden die Schwierigkeiten und Einschränkungen deutlich, die als Angehörige von Minderheiten mit nur geringen finanziellen Ressourcen bewältigt werden müssen.

### 7.3 „...*ich bin keine Jüdin.*“ – Ablehnung durch eine jüdische Gemeinde

„Ich nicht, ich bin keine Jüdin. Das war mein Vater, er war in jüdische Gemeinde ja Mitglied.“  
„Aber es gibt doch innerhalb der jüdischen Gemeinde hier auch die Diskussion, dass einige sagen: ‚Ich bin (.) trotzdem Jude.‘“  
„Nach jüdische Gesetz bin ich keine Jüdin. Nach jüdische Gesetz. Und hier in Mainz jüdische Gemeinde ist sehr streng.“

Bereits im Kapitel zum Umgang mit Mehrgenerationen-Traumata wurde erwähnt, dass seitens der jüdischen Gemeinde in Mainz, zu der Juden und Jüdinnen in Bingen formal gehören, erbetene Hilfe verweigert wurde. Die Betroffene wurde ferner darauf hingewiesen, gemessen an der traditionellen Anerkennung von Judentum, in diesem Fall über die matrilineare Vererbung, selbst keine Jüdin zu sein, da ihre Mutter Katholikin war.

Das Ausbleiben eines sicherlich kompetenten Netzwerkes und somit der erhofften Hilfe durch andere jüdische Menschen dabei, Entwurzelung zu überwinden, in Deutschland eine neue Heimat zu finden oder Traumata aufzuarbeiten, sorgt für eine doppelte Ablehnungserfahrung: In den Herkunftsländern waren die Zugewanderten aufgrund ihrer jüdischen Herkunft nicht zugehörig oder sogar verfolgt, in Deutschland haben sie <nicht die richtige Art> jüdischer Herkunft. Es lässt sich – trotz der Verfolgungshistorie vieler immigrierter Familien und trotz sicherlich durch mainzische Gemeindemitglieder selbst gemachter Erfahrungen mit Antisemitismus – für die Zugewanderten keine Solidarität seitens der Gemeinde erkennen. Durch die Zurückweisung können Integration und Identitätsfindung massiv erschwert werden, zudem entstehen Bilder – und Selbstbilder – von jüdischen Menschen erster und zweiter Klasse. Die von der Interviewpartnerin erfahrene Ablehnung mag auch als Ausdruck des Anhaftens etablierterer jüdischer Menschen an der Form statt der Öffnung hin zum Inhalt verstanden

werden; insbesondere darin, dass ihr selbst wegen der ‹falschen› Herkunft der Zugang zur Gemeinde verweigert wird, während eine andere Befragten die ‹richtige› Herkunft hat, nämlich über eine jüdische Mutter, und somit Gemeindemitglied sein könnte, selbst aber als Christin lebt. Ohne dass sie daran offene Kritik üben, liegt nahe, dass den Eingewanderten solches als eigene, jüdisch-interne Diskriminierung erscheint, die bei schon zuvor Ausgegrenzten das bisher Erlebte bestätigt, immer zu einer unwillkommenen Gruppen zu gehören. Der Eindruck mag sich verdichten, überall fremd und nirgends zugehörig zu sein. Das Verhalten der jüdischen Gemeinde kann so zur ernststen Integrationsbarriere werden, in diesem Fall der Integration als Juden und Jüdinnen in Deutschland.

Auch der Pluralisierung von Lebensstilen moderner Gesellschaften wird die erlebte traditionelle Haltung der Gemeinde nicht gerecht; ein starker Kontrast zwischen der hierin an Regeln der Vergangenheit orientierten Gemeinde und dem starken Gegenwartsbezug des Vereins erscheint, der ihn sogar im Namen trägt: ‹TIFTUF – Förderverein für jüdisches Leben in Bingen heute›. Die Vereinsmitglieder bemühen sich zum Teil noch um ein Ankommen im neuen Land; sie erforschen aktiv ihre jüdische Herkunft und deren Bedeutung für ihre eigene Gegenwart; sie kommen als Menschen mit jüdischen Wurzeln zusammen, um ungeachtet formaler Zugehörigkeiten Judentum zu erleben, aber eben auch als die, die sie sonst noch sind: als Eingewanderte, als Menschen dieser oder jener Lebensphase mit unterschiedlichen Vorstellungen von Gemeinschaft, über die es sich zu verständigen gilt. Ein formales Beharren auf halachischen Regeln würde ihre Mehrfachidentitäten außer Acht lassen und damit ihre aktiven Selbstfindungsprozesse, auch und besonders die als Jüdinnen und Juden in ein gelebtes, lebensweltorientiertes Judentum, behindern statt fördern.



Aktion des Vereins TIFTUF, 2011: Die Projektion eines Bildes der 1939 größtenteils zerstörten Synagoge Bingens (am Rhein) auf die Außenwand des heute noch bestehenden rechten Flügels mit davor stehenden Vereinsmitgliedern. © M. Berg

## 8 „Und ich war gut gebildete Frau, und jetzt bin ich nix.“

### – Integration und Integrationsbarrieren

Soziale Kontakte in Deutschland gestalten sich bei den Befragten unterschiedlich. Bei den meisten war der Start in Deutschland auch in Bezug auf Kontakte nicht leicht, mittlerweile haben sie aber Anschluss gefunden – auch über den Verein. Häufiger werden Freundschaften zu anderen Eingewanderten erwähnt als solche zu Deutschen. Obwohl sie gewünscht werden, scheint es von der anderen Seite hier oftmals Vorbehalte zu geben. Es wird aber auch von „feste[r] Freundschaft“ mit Deutschen berichtet.

„Ja, die Kontakte – und ich möchte gern Kontakt haben z.B. auf der Straße, in Geschäft. Ich spreche immer. Aber es gibt Leute – sie möchten nicht sprechen.“

Trotz der stark beschränkten Zahl der Interviewteilnehmenden zeichnen sich drei Gruppen ab, die im neuen Land zufrieden sind und die in Deutschland große existenzielle und die ihr folgende eigene emotionale Sicherheit betonen: diejenigen, die mit ihren Familien hierher gekommen sind und diejenigen, denen bereits hier lebende Familienangehörige oder Freunde den Anfang erleichtert haben, sowie die Rentner/innen. Als besonders belastet hingegen zeigen sich die beiden Frauen, die in Deutschland ihre Kinder allein erziehen/ erzogen haben. Sie berichten von Kämpfen um Existenzielles, von finanziellen Nöten sowie von massiver Überlastung durch Integrations-, Erwerbs- und Erziehungsarbeit.

Der Integrationswille der Migrierten wird von ihnen stark hervorgehoben, besonders von den Erwerbstätigen; der Integrationswille der etablierteren Teile der Gesellschaft erscheint dagegen deutlich geringer, was sich durch Arbeitsmarkthürden und mangelnde Integrationshilfen sowie durch Vorurteile zeigt. Die Chancen Eingewanderter auf dem deutschen Arbeitsmarkt sind insgesamt schlecht, selbst für Akademiker/innen und in Zeiten beklagten Fachkräftemangels.

Sprachbarrieren, die ohne mehrere Sprachkurse kaum abzubauen sind, verhindern eine der Qualifikation und Leistungswünschen angemessene Teilhabe am Berufsleben und stellen eine Bedrohung für das sichere Bewegen in der neuen Gesellschaft dar. Die Notwendigkeit, die Landessprache zu beherrschen, wird in mehreren Interviews betont.

„...so starken Stress, wenn ich konnte nicht die Überweisung...schreiben , ja. [...] Ich habe auf die Treppe von Mainzer Volksbank gestanden und ich denke was habe ich gemacht? Ich hatte alles. Ich hatte mein Land. Meine Arbeit. Mein Mann hatte Arbeit. Und ich bin nach Deutschland gekommen. Und ich war gut gebildete Frau, und jetzt bin ich nix. Ich kann nicht schreiben. Ich kann nicht lesen richtig. Was war der Eindruck – ich muss die Sprache lernen. Wenn ich kann die Sprache, dann kann ich leben in Deutschland. [...] Jetzt kann ich Überweisung schreiben.“

Selbst Sprachkurse zu finanzieren, ist aber ohne die erforderlichen finanziellen Mittel meist nicht möglich: „... ich bin hierher gekommen mit große Hoffnung, weil in der Schule habe ich sehr gut, äh gut Sprache gelernt. Ging ganz einfach, habe ich mir gedacht: ‚Genau so wird deutsche Sprache.‘ Ich habe große Hoffnungen gehabt, und ich habe große Hoffnungen auf diese Intensivsprachkurs gelegt. (..) Nach halbes Jahr [...] ich habe verstanden, das hat gar nichts gebracht und das war meine letzte Hoffnung, weil das war einziges Kurs, (.) die ich kriegen konnte. [...] Zweite Kurs Arbeitsamt, viele unserer Leute (.) gehen (.) danach äh, machen diese Sprachkurse zu Arbeitsamt (.) und bitten um irgendwelche Nachkurs. Gibt’ s keine.“

Zudem herrschen in den Herkunftsländern zumeist geringere Geschlechterstereotype als in Deutschland, was es besonders Frauen erschwert, sich auf dem deutschen Arbeitsmarkt zu etablieren, wie im Fall einer Befragten mit einem technischen Beruf, der hierzulande als Männerdomäne gilt. Statt zielorientierte Hilfen zu erhalten, um auch in Deutschland in ihrem Beruf arbeiten zu können, wurde sie zu Hilfsdiensten in einem Museum und einer Bibliothek herangezogen und lebt von ALG II.

„Und ich hatte solche Vorstellung:  
ich komme da, ich kann arbeiten,  
ich kann Geld verdienen, ich kann  
mein, meine Leben aufbauen.  
Aber das war nicht leicht.“

Eine vergleichbare ‹Unterschichtung› im Arbeiten weit unter ihrer Qualifikation erlebte auch eine andere Interviewpartnerin, die insgesamt vier Ausbildungen erfolgreich absolvierte, davon zwei akademische. Sie war im Heimatland erst Lehrerin, später als Fachbereichsleiterin einer Berufsschule tätig und wurde in Deutschland zunächst Praktikantin, dann Mitarbeiterin im Bereich Wellness, bis sie schließlich, nach immensem Reiseaufwand während der Ausbildungszeit und staatlicher Prüfung, in ihrem neuen Beruf selbständig wurde. In ihm verdient sie aber nicht genug für sich und ihren Sohn und ist ebenfalls auf staatliche Unterstützung angewiesen.

Die genannten Hürden, die in Form von Rahmenbedingungen den gesamten Alltag prägen, sind durch die Betroffenen ohne Hilfe kaum zu überwinden. Deutschland mutet hier durch seine mangelnde Integrationsbereitschaft biographische Neufindungen weit über das bei einer Zuwanderung zwangsläufige Maß hinaus zu und vergeudet ungeheure Ressourcen an Engagement und Wissen. Die emotionalen Folgen für die Betroffenen, deren Einbringen in die Gesellschaft und Partizipation an ihr derart beschnitten werden, sind teilweise massiv, worauf in Kapitel 8.2 noch eingegangen werden wird.

## 8.1 „Bildung, das ist [...] die Wichtigste“ – Integrationsaufschub um eine Generation

Insbesondere wegen der geschilderten Integrationsbarrieren scheint eine als geglückt erlebte Teilhabe an der Gesellschaft in Deutschland für die Befragten nur schwer erreichbar. Ein zusätzliches Erschwernis, sich in einer neuen Gesellschaft zu verorten, stellt zudem oft ein wegen des Aufwachsens in einer anderen Kultur abweichender und von anderen wenig tolerierter Habitus dar. Integration gemäß den eigenen Fähigkeiten und Neigungen erfolgt so mitunter erst in der zweiten Generation, die von der Elterngeneration bis hin zur Selbstaufopferung gefördert wird.

Wo Kindern Unterschichtung zugemutet werden soll, kämpfen und leisten Eltern in einem beeindruckenden Maß. Eine Interviewpartnerin berichtet von massiven Anstrengungen und Kämpfen, die sie und ihr Sohn durchstehen mussten, um ihm auch in Deutschland den im Herkunftsland aufgrund seiner Leistungen selbstverständlichen Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen: „damals musste er unbedingt (..) in Hauptschule. [...] das war für ihn sehr langweilig, [...] aber trotzdem musste er und äh am Schlimmsten war, dass (.) dass er konnte nicht [...] von Hauptschule in Gymnasium. [...] Das war die Schlimmste. (..) Aber dann habe ich mir, dann, wenn er (..) äh (.) geweint hat, dann habe ich gedacht: ‚Was habe ich getan?‘ [...] Bildung das ist [...] die Wichtigste, weswegen also (..) weswegen macht man alles für Kinder. [...] Und dann habe ich (.) diese Herr, (.) Lehrer, der hat uns geholfen (..) äh (.) haben wir so (...) solche Plan (.) äh, entdeckt. (.) Er hat gesagt: ‚Ich helfe Ihnen. Vielleicht, also (.) nach Mainz ins Gymnasium habe ich dort einen Direktor.‘ [...] Und so wurde er auch in diese Gymnasium, ins Gymnasium in Bingen, aufgenommen.“ Sie fanden in einem ehrenamtlich mit zugewanderten Kindern arbeitenden pensionierten Lehrer eine Hilfe. Um den durch den Hauptschulbesuch versäumten Stoff nachzuholen, war es nötig, dass die Interviewpartnerin „Hilfe für [ihren Sohn] organisiert“. Unterstützung durch das Bildungssystem erhielten sie bei der schulischen Integration nicht, vielmehr wurde eine Zuordnung aufgrund der Migration und Sprachschwierigkeiten in die Hauptschule vorgenommen; die Überwindung der Barrieren blieb Privatinitiative.

Eine andere Befragte, deren Sohn regulär das Gymnasium besucht, berichtet von den Belastungen, die die Unterstützung des Kindes neben der Berufstätigkeit für sie bedeutet: „Wir lernen [...] bis 10 Uhr nachts zusammen, und dieses erste Jahr wird schwer, das spüre ich.“ Hier fehlt ein soziales Netzwerk, das einen Teil der Lasten auffangen würde. Wahrscheinlich ist auch, dass die beiden Frauen nicht davon ausgegangen sind, in Deutschland nahezu keine Unterstützung bei der Förderung ihrer Kinder über den schulischen Pflichtbereich hinaus zu erhalten.

Wie sehr die Bildungsvorstellungen in den Ländern der früheren Sowjetunion von denen abweichen, die in Deutschland vorgefunden wurden, bezeugt der Bericht einer weiteren Interviewpartnerin eindringlich. In ihrer Tätigkeit in der Hausaufgabenbetreuung einer deutschen Schule kollidierte das eigene Engagement mit einem Betreuungssystem, das der gezielten Förderung der Kinder und der Entlastung von Familien gegenüber als nahezu gleichgültig erlebt wurde.

„Die Lehrer sind nicht verantwortlich, das Kind hat gute Noten oder schlechte Noten [...]. Oder hat das Kind verstanden oder nicht verstanden. Nach 45 Minuten sind die Schüler weg, und die Lehrerin ist frei. Wie ich war in der Schule – die Lehrer waren sehr verantwortlich. Die Kinder sollen das alles verstehen. Ich bin gekommen in die Schule, und Lehrerin, die Betreuerin, die zweite, sitzt einfach da. Die Lehrerin sagte: ‚Wenn das Kind versteht nicht, muss das Kind die Hand heben. Wenn das Kind nicht die Hand hebt und nichts versteht, macht nicht richtig – dann ist das nicht ‚deine‘ Sache.‘ [...] Und ich sage: ‚Ich versteh das nicht. Ich muss überprüfen die Hausaufgaben.‘ [...] Sie sagt: ‚Nein, in Deutschland ist anders. In Deutschland die Mama überprüft und verbessert die Hausaufgabe.‘“

Diejenigen Söhne, die in Deutschland aufgewachsen sind und bereits das Erwachsenenalter erreicht haben, verdeutlichen, wie das Bemühen der Elterngeneration in gelingenden Biographien ihrer Kinder mündet: Der Sohn, der in Deutschland zunächst eine Hauptschule besuchen musste, studiert mittlerweile; ein anderer Sohn ist verheiratet und hat seinerseits ein Kind. Die Elterngeneration hingegen vermag es besonders angesichts vielfacher Belastungen nur sehr schwer, sich im neuen Land zu verwurzeln.

## 8.2 „...dann sterbe ich einfach, irgendwo zwischen Bingen und Mainz.“

### – Überlastung durch Mehrfachbelastungen alleinerziehender Zugewanderter

Die Notwendigkeit, das gesellschaftliche Problem der mangelnden Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit in Deutschland individuell zu bewältigen, traf die beiden alleinerziehenden Mütter unter den Befragten besonders hart, da noch Integrationsarbeit, z.B. in Form von Sprachkursen, hinzukam. Diese sind für die Beteiligung am Arbeitsmarkt unablässig, finden aber, wie in mehreren Interviews beschrieben, oft in entfernte Städte ausgelagert statt.

Ohne die Möglichkeiten zur Finanzierung eines PKW werden die örtliche Zerrissenheit und der notwendige Reiseaufwand zwischen verschiedenen Lebens- und Wirkungsorten neben den sonstigen abverlangten Leistungen zu einer starken Belastung. Lebensorganisation der Familie, teilweise zusätzlich noch Pflege

„...manchmal ich habe keine Kraft mehr. Ich kann weiter nicht. Dann sage ich: ‚Nein, du musst das!‘ Besonders beim Lehrgang. Das war sehr schwer. Das war sehr schwer. Ich habe gleichzeitig gearbeitet, weil ich musste noch Geld verdienen. [...] Ich weine manchmal. Ich sage: ‚Ich kann nicht, ich kann nicht.‘ Aber ich muss es, weil ich habe Sohn, und ich muss das weitergehen. (...) Mit Lachen, mit starke, starke Gesicht.“

von Angehörigen, Erziehungs-, Erwerbs- und Integrationsarbeit, Behördengänge – das alles ist in verschiedenen Städten zu organisieren (gewesen), noch dazu in einer Fremdsprache und neuen Gesellschaft. Dass dies zu massiver Überlastung führt/ geführt hat, wird von beiden beschrieben: „Ich muss hier, also (.) auch nicht noch alles organisiert [...], das dauert (.) und ich muss jetzt hier, dann schaff ich, dann sterbe ich einfach, irgendwo zwischen Bingen und Mainz.“ Und im anderen Fall: „Kämpfen, kämpfen, kämpfen, aber das ist Leben Kampf, das ist Leben Kampf. [...] Zuerst wollte ich zurück. [...] so große Stein kann man nicht allein tragen.“ Die Schlüsselworte „zwischen“ und „kämpfen“ stehen hier stellvertretend für das in diesem Zusammenhang jeweils dominierende Lebensgefühl.

„Ich muss, ich muss, ich muss, ich muss, ich muss.“

Angesichts der vielfachen Belastungen erscheint es der Mutter des jüngeren Kindes als unmöglich, die eigenen weiterführenden Interessen zu „realisieren“; nicht einmal eine neue Partnerschaft kommt in Betracht, da für die Partnersuche weder Zeit noch Kraft zur Verfügung stehen. Es kommt zum völligen eigenen Zurücknehmen zugunsten des Sohnes und zu der Hoffnung, durch eigenes Engagement eine bessere Zukunft erarbeiten zu können. Ein Ankommen in Deutschland als neuer Heimat wird durch die in ihrer Masse kaum erfüllbaren Aufgaben erheblich erschwert; sämtliche Kräfte sind zur Bewältigung des Alltags nötig. Auch eine Reise, um das Land besser kennenzulernen, ist nicht möglich: „...diese schöne Staat kennenlernen, weil ich weiß, hier gibt es viel, was kann man sehen, was kann man, kann man, ja und ich bin schon elf Jahre da, aber ich habe noch nicht gesehen in Deutschland.“

Die beiden Interviewten äußern klar den Wunsch, sich am Leben in der neuen Gesellschaft durch Arbeit und soziale Kontakte zu beteiligen. So kann das Ringen mit Integrationsbarrieren als eigenständige Belastung verstanden werden: Man erlebt Ausgrenzung; die eigenen Bemühungen fruchten nicht; die Erwartung, das eigene Leben meistern zu können, schwindet.

Wenn auch die Möglichkeit von staatlicher Unterstützung als Starthilfe sehr positiv bewertet wird, wird ein dauerhaftes Versorgtwerden abgelehnt. Hilfsbedürftigkeit trotz aller Mühen und Leistungen erscheint als Angriff auf das Selbstwertgefühl: „Hilfe, das ist sehr gut. Aber Menschen selbständig sein. Ja. Muss solche Bedingungen sein. Es kann integrieren, es kann unabhängig von Staat sein, er muss nicht immer wie kleines Kind, sozial. [...] Weil Mensch spürt sich nicht ganz gut. Es kann nicht gut integrieren in Gesellschaft. Er spürt nicht sich als Gesellschaftsglied.“

### 8.3 „Wenn du mindestens nichts (.) geleistet, dann darfst du nicht kritisieren.“

#### – Leistungsvorstellungen und Individualisierung

Eine weitere Schwierigkeit in Bezug auf das Verwurzen in Deutschland stellt sich in Form von Individualisierung der Integrationsbarrieren dar. Trotz der als dominant erlebten Rahmenbedingungen wird die Bewältigung der Hindernisse allein dem Individuum zugewiesen – auch von den Betroffenen selbst. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass sie sich selbst als «schuld» an ihrer ausgegrenzten und teilweise finanziell prekären Situation verstehen: „...meine Probleme kann ich alleine erledigen. Wenn der Mensch will, kann er das machen. Wenn der Mensch will nicht – sucht er Probleme.“ Hier wird einer möglichen eigenen Beschwerde über die Lebensumstände selbst ein Riegel vorgeschoben, aber auch einem Dialog über Notwendigkeiten von Verbesserungen der Bedingungen, die Deutschland für Zugewanderte stellt. Die zitierte Ansicht spiegelt ein gesamtgesellschaftlich verbreitetes Bild wieder: Die Annahme, durch Eigeninitiative könnten Barrieren überwunden werden, entbindet die deutsche Gesellschaft scheinbar von ihrer Integrationspflicht und verhindert damit gemeinsame Anstrengungen zur Verbesserung der Lebensbedingungen. So wird auch durch Individualisierung mit den ihr folgenden Schuldgefühlen eine weitere Belastung für die Zugewanderten geschaffen.

Wenn es ihrerseits zu Kritik kommt, geht sie oft nicht über die Kritik an Individuen hinaus: Selbst nach der Schilderung der Erlebnisse als Hausaufgabenbetreuerin und nach der einer Situation, in der Kindern Selbständigwerdung um den Preis möglicher Krankheit abverlangt wurde, wird die dahinterstehende Mentalität individualisiert: „Nein, nein, das gehört zu den Menschen. Das gehört nicht zu dem Land. [...] Das gehört nicht zu Deutschland oder Russland. Das gehört zu den Menschen.“

Sie hat die Klasse zugemacht.  
Es war so März, und die Kinder sind draußen gelaufen auf dem Spielplatz. Zwei, drei Kinder ohne Jacken. Es ist Kinder. [...] Ich gehe zu ihr, und ich sage: ‚Geben Sie mir bitte die Schlüssel, dann ich nehme für die Kinder die Jacken.‘  
Sie sagt: ‚Nein [...] die Kinder müssen das lernen.‘  
Aber ich sage: ‚Die Kinder können krank werden.‘

Vier der Befragten haben den direkten Vergleich zwischen den Nachteilen und Bedrohungen, die ihnen in ihren Herkunftsländern vor der Migration begegnet sind, und der existenziellen Sicherheit in Deutschland. Für diese sind sie offensichtlich sehr dankbar, und trotz der erkannten Nachteile staatlicher Finanzierung, wird die Möglichkeit dazu teilweise als unverdientes Recht erlebt. Da es nicht erarbeitet wurde, habe man nun nicht das Recht, gesellschaftliche Zustände zu kritisieren. Auch hier bleiben die Zugewanderten in ihrer Vorstellung in einer nicht zugehörigen, außerhalb gelegenen Position, weshalb sie sich als nicht zum Dialog berechtigt ansehen.

Der Aussage, dass eine solche Berechtigung von der eigenen Leistung abhänge, folgt keine Definition von Leistung. Die eigenen Leistungen im Rahmen der Migration, im Sprachkurs, bei der Erziehung des Kindes und der Betreuung des pflegebedürftigen Vaters, beim anfänglichen Zurechtkommenmüssen in einem Sammellager sowie der Bewältigung fremder Büro-

„Muss man was leisten, um was zu bekommen?“  
„Natürlich. [...] Meine Motto ist: Wenn du mindestens nichts (.) geleistet, dann darfst du nicht kritisieren.  
(7) Aber (.) ich denke, ich denke einfach so. Wie kann man kritisieren, wenn du gar nichts geleistet.“  
„Ich sag mal ganz, äh, naiv: Ich muss keine Eier legen können, um festzustellen, dass das Ei faul ist.“  
„Äh (.) nee, trotzdem, trotzdem denke ich, also (4) die Leuten (...) haben nichts (.) nichts vorher gemacht, damit Recht zu haben, äh (..) kritisieren und nicht zu, und überhaupt nicht zufrieden zu sein. Wir müssen doch (.) also (.) zuerst dieses Recht zu bekommen. Und dieses Recht –,  
„Muss man was für tun.“  
„Genau.“

kratie, im Familienleben an zwei Standorten und der Erwerbsarbeit sind offenbar nicht gemeint, wären an dieser Stelle aber unbedingt einmal zu würdigen.

**9 „...auch wenn ich in Deutschland, das Land, das meine Eltern umgebracht hat, ist das ein Glück gewesen. Das ist, glaub ich, das Beste gewesen...“**

#### – Sicht auf (das Leben in) Deutschland

Der in mehreren Interviews geäußerte Stolz auf die eigene Arbeit mag als positive Seite von Individualisierung verstanden werden, denn selbst die von Unterschichtung betroffenen Akademikerinnen sprechen mit großem Selbstbewusstsein vom Wert ihrer Arbeit. Sich in die

„Ich habe mich gefreut und ich habe mich gut gefühlt. Weil, ich habe gewusst, ich mache meine Arbeit gut. Ich war sehr gut, weil ich kümmerte mich um die Kinder.“

neue Gesellschaft einzubringen und zu ihrem Gelingen beizutragen, wird als Aktivität von hohem Wert verstanden, die stark mit der Selbstdefinition verknüpft zu sein scheint: Man

erklärt sich selbst über Tätigkeit und gibt als Teil der Gemeinschaft etwas in sie zurück. Es ist gleichermaßen erstaunlich und beeindruckend, dass dieses Bild derart positiv ist, obwohl es den Betroffenen in Deutschland nicht ermöglicht wurde, ihren teilweise sehr hohen Qualifikationen entsprechend in ihren ursprünglichen Berufen zu arbeiten.

„Und ich habe das ausgewählt und Prinzip ich werde eine erfolgreiche [Beruf], weil ich mache das sehr gut so.“

Überaus differenziert zeigt sich der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands, in der Angehörige ermordet und Herkunftsfamilien zerstört wurden. Ein stark

positiver Gegenwartsbezug ist zu erkennen: „Keiner, jetzt die Leute haben keine Schuld – das ist eine andere Generation – andere Menschen – freundliche Menschen.“ Bei einem weiteren Bericht wird, obwohl eine Fremdsprache verwendet werden muss und trotz sicher starker Emotionalität aufgrund des Themas, ein Massaker durch Nationalsozialisten, zwischen diesen und Deutschen differenziert: „Und dann die Deutschen (.) nicht die Deutschen, Faschisten, Nazis, kamen...“

In dem Fall von sowohl deutscher als auch jüdischer Herkunft und dem sich Versteckenmüssen während des Zweiten Weltkrieges wird – möglicherweise als eine Ausprägung des Jüdischen Witzes – die Ironie von Geburtstagsfeiern als Anekdote zum Besten gegeben: Inmitten der ständigen Gefahr, von Nationalsozialisten deportiert und ermordet zu werden, wurde mit ihnen gefeiert. Hier wird die Verbindung von Deutsch- und Jüdischstämmigkeit bis ins Absurde betont.

„Geburtstag Hitler (2) und diese meine Opa [...] hat auch Geburtstag am [...] 20. April. Und wir hatte gefeiert diese Tag mit Faschiste. (lacht)“  
*Übersetzerin: „Das war gemeinsame Feiertag in der Familie.“*

Die positive Bewertung des Lebens im heutigen Deutschland hingegen ist von den Schrecken der Familiengeschichte offenbar ungetrübt.

Selbst angesichts der erschwerten Bedingungen, die sie in Deutschland vorfinden, erleben die meisten Interviewten ihre Migration nach Deutschland im Allgemeinen und nach Bingen im Besonderen als gelungen – wobei hier noch einmal darauf hingewiesen sei, dass letzteres bei der Einwanderung in der Regel nicht der angestrebte Wohnort gewesen ist. Vergleiche werden keineswegs zu Nicht-Ausgegrenzten in der neuen Umgebung gezogen, deren Leben weniger mühevoll sind, sondern, wenn überhaupt, zu den noch härteren und bedrohlicheren Lebensbedingungen in den Herkunftsländern.

Dankbarkeit für die im neuen Land größere Sicherheit und bessere Versorgung wird mehrfach betont, teilweise werden zudem die Möglichkeiten biographischer Neuordnungen hervorgehoben, die eine Migration mit sich bringt, ebenso wie bessere Startchancen für die Kinder. Trotz aller Härten wird das Leben in Deutschland insgesamt als „Glück“ bezeichnet: „...auch wenn ich in Deutschland, dat Land, dat meine Eltern umgebracht hat, ist das ein Glück gewese. Das ist, glaub ich, das Beste gewese...“

## Fazit

Obwohl die Einwanderung oftmals mehr eine Art Flucht aus den Heimatländern war und trotz erheblicher Integrationsbarrieren, die Deutschland für Zugewanderte entwirft, bringen die Befragten sich gerne mit ihrem Engagement und ihrer Arbeit in Fortbestand und Entwicklung der neuen Gesellschaft ein, selbst durch Arbeiten weit unter ihrer Qualifikation. Dennoch stellen Integrationsbarrieren wie Unterschichtung massive Zumutungen dar, die die Zugewanderten belasten, vor allem dort, wo mehrere Belastungs- und Leistungsbereiche aufeinandertreffen: in den Biographien berufstätiger Alleinerziehender. Integrationsbarrieren, Ausgrenzung und möglicherweise auch globale Familienzersplitterung verhindern nicht selten Verwurzelung in der Generation der Interviewpartner/innen, so dass Integration oftmals erst in der Generation ihrer Kinder stattfindet, für deren Bildung und Anschluss an die deutsche Gesellschaft sich die Eltern aufreihen.

Keins der befragten Vereinsmitglieder betont eine religiöse Selbstdefinition über das Judentum. Manche praktizieren; eher jedoch wird das Kennenlernen jüdischen Lebens angestrebt. Das dominierende Gefühl im Zusammenhang mit dem Judentum scheint die Angst vor Antisemitismus zu sein; davor, anders und verfolgt, nicht zugehörig zu sein. Mangelnde Verwurzelung sowie die Angst vor antisemitischen Übergriffen haben massive Folgen auf das Lebensgefühl. Dem Wunsch der Befragten nach Zugehörigkeit stehen Ablehnungserfahrungen in multiplen Lebensbereichen gegenüber. So erscheint die Gruppe der Interviewten als eine Gruppe immigrierter Menschen mit besonderen biographischen Erschwernissen und Integrationsbarrieren, aber auch mit einer auffallend positiven Haltung und Dankbarkeit für die in Deutschland erfahrenen sicheren Lebensbedingungen.

So mag der Verein TIFTUF auch als Zusammenschluss Ausgegrenzter, Nicht-Zugehöriger verstanden werden, da er nicht auf formalen Zugängen besteht, sondern vielmehr Raum für die biographisch gewachsenen Mehrfachidentitäten der Eingewanderten bietet. Hier können Integrationsbarrieren überwunden und jüdische Identität gefunden werden. Dass dies aufgrund der Potpourri-Zusammenstellung der Vereinsmitglieder, aufgrund mangelnder gemeinsamer Grundlagen und aufgrund geringen Wissens über das Judentum trotz mitunter ähnlichen Biographien keine einfache Aufgabe ist, liegt auf der Hand. Schwierigkeiten mögen entstehen, aber auch Chancen für ein gelebtes Miteinander und ein lebendiges Judentum des 21. Jahrhunderts.

Um eine wirkliche Teilhabe der Zugewanderten an dieser Gesellschaft nach eigenen Fähigkeiten und Wünschen zu ermöglichen, ist es dringend erforderlich, dass Deutschland als Aufnahmeland seine eigenen Integrationsdefizite in Angriff nimmt. Von menschlichen Zumutungen bis hin zur Verschwendung von Ressourcen an Fachkräften reicht eine Palette an ausgrenzenden und ignorierenden Verhaltensweisen, die wir uns weder leisten sollten noch können. Um ihr Engagement willkommen zu heißen, ihre Fähigkeiten zu fördern, ihr Einbringen zuzulassen und somit nicht nur ein besseres Miteinander zu ermöglichen, sondern auch als Gesellschaft den Nutzen durch die Beteiligung der Eingewanderten sichtbar werden zu lassen, sind dringend Verbesserungen nötig.

Ein wichtiger Schritt wäre die Entwicklung eines Bildungssystem, das länderübergreifend ernstzunehmende Hilfe beim Überwinden von Sprachbarrieren bietet, sowohl für die sprachliche Integration der Kinder als auch für die der Erwachsenen. Damit wären gleichzeitig der Anerkennung von Berufsabschlüssen neue Türen geöffnet, da gegebenenfalls ein Prüfsystem so auf einer sprachlichen Verständigungsbasis fußen könnte, die ihren Namen verdient. Zudem wäre die tatsächliche Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Familienarbeit ohne den Preis dauerhafter Überlastung für die eingewanderten Eltern unbedingt erforderlich. Über die Partizipation am Berufsleben hätten die Befragten wirkliche Chancen, auf befriedigende Weise an dieser Gesellschaft teilzunehmen; manche Hürden – wie die Fahrt zu religiösen Festen in entfernte Städte – wären durch bessere finanzielle Ressourcen kaum noch vorhanden.

Diese Auswertung der geringen Zahl von fünf nicht repräsentativen Interviews hofft, Impulse für weitergehende repräsentative Erforschung der Lebensumstände eingewanderter jüdischstämmiger Menschen in Deutschland geben zu können; sowohl in den Bereichen, die sie mit anderen Migrant/inn/en teilen, als auch der Unterschiede.



Sukkot, ©TIFTUF

Diese versöhnliche und leistungsfähige, dem Leben in diesem Land gegenüber sehr positive Bevölkerungsgruppe willkommen zu heißen und ihr Einbringen ernsthaft zu ermöglichen, wäre sicherlich für alle Beteiligten eine Bereicherung.



## **Quellen und weiterführende Literatur:**

Dorothea Dürsch (10.06.2010): *Juden aus Russland*, Vortrag in der Katholischen Hochschule Mainz.

TIFTUF – Förderverein für jüdisches Leben in Bingen heute (2009-2011): *Tiftuf Jahresberichte*, Bingen am Rhein.

TIFTUF – Förderverein für jüdisches Leben in Bingen heute (2011): *Unveröffentlichte Interviews mit Vereinsmitgliedern*, durchgeführt von Studierenden der Katholischen Hochschule Mainz.

Skowronski, Magdalena (2010): *Die Konstruktion jüdischer Identität von russischsprachigen Migranten in Deutschland*, GRIN Verlag, München.